

gegen jeden Dichter, jedes Stück sind. Das sind die Leute, meist in den ersten zehn Reihen, die sich an dem Dichter dafür rächen wollen, daß sie ihn anhören müssen. Georg Brandes hat die Theater neulich „Unterhaltungsanstalten für die Armen im Geiste, für jenen beträchtlichen Theil des Bürgerstandes, der nicht lesen kann oder mag“, genannt. Das sind die geschworenen Banditen der Premieren: Menschen, die das Unglück haben, zu Geld gekommen zu sein, das sie nun grausam tyrannisieren. Das Geld sagt zu ihnen: Ich bin es gewohnt, in den Prater zu fahren; und sie fahren in den Prater. Das Geld sagt zu ihnen: Du bist es mir schuldig, eine Geliebte zu haben; und sie haben eine Geliebte. Das Geld sagt zu ihnen: Es ziemt mir, zu den Premieren zu gehen; und sie gehen zu den Premieren. Aber heimlich knirschen sie und haben eine tiefe Rancune, daß sie so von ihrem Gelde um ihr Geld bestohlen werden, und lauern, wie sie sich rächen können. Und so lassen sie gegen jedes Stück ihre Wuth über alle Stücke aus und werden die Zünder der bösen Stimmungen, die in den anderen bereit sind.

Arme Dichter, wird sagen, wer diese Elemente der Premieren betrachtet. Aber es scheint keine Hilfe gegen sie zu geben. Sie mögen sich mit Schiller trösten, der einmal an Goethe schrieb (was ein gutes Wort vor einer neuen Saison ist): „Das einzige Verhältnis gegen das Publicum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg.“

Capf.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Wir haben gegenwärtig eigentlich gleichzeitig zwei Ministerpräsidenten. Weniger wäre mehr.

Der eine ist der gehende, der andere ist der kommende Ministerpräsident. Keiner von beiden ist derzeit wirklicher Ministerpräsident. Jener ist es eigentlich nie gewesen, dieser wird es vermutlich in einigen Wochen werden. Graf Kielmansegg ist ein bereits verfallener Bechiel, der rechtmäßig protektiert werden sollte; Graf Badeni ist ein anderthalb Monate nach Sicht zahlbarer, übrigens noch nicht acceptierter Wechsel, den man ruhig im Portefeuille liegen lassen soll. Wir leben vorläufig politisch auf Pump, in der Hoffnung, daß uns im October wieder einbarer Ministerpräsident zukommt.

Ein solcher Zustand ist eine ganz auffallende Unregelmäßigkeit. Es mag sein, daß ähnliches vielleicht schon im Staate Honduras vorgekommen ist. Ich weiß es nicht, meine Kenntnis reicht nicht so weit. Aber für europäische Verhältnisse dürfen wir diesmal den Vorzug der Ruhe für uns in Anspruch nehmen. Es hat noch immer bei uns brave Leute gegeben, die bei jedem der zahlreichen Ministerwechsel in Frankreich mit Hohn und Schimpf auf die turbulenten Verhältnisse der gallischen Republik hingewiesen, vor denen uns, Gott sei's gelobt, die monarchische Staatsform bewahre. Jetzt müssen wir uns von einem französischen Blatt das Compliment zurückgeben lassen, daß die Raschheit der Ministerwechsel in Oesterreich selbst die Frankreichs übertrifft. Wäre das französische Blatt noch genauer unterrichtet, so hätte es sogar sagen können, daß das, was wir gegenwärtig in Oesterreich erleben, der ministerlose Zustand auf Wochen und Monate hinaus, selbst in dem vielfachschmähten Frankreich noch nicht vorgekommen ist.

Die Ursache davon liegt nicht in der Staatsform, sondern in dem verfehlten Regierungssystem, das man uns aufzwingen will, das sich aber je länger, desto sicherer als unübersichtlicher erweist. Man will eigentlich, die Völler sollen in Oesterreich eine feste Politik machen. Der Reichsrath soll bewilligen, was die Bureaucratie zur Fortführung der Verwaltung verlangt, und im Uebrigen schweigen. So thun's die Polen, und sie werden dafür belobt, und wir Anderen alle sollen es ihnen nachmachen. Aber die Polen haben wenigstens Grund, in dieser Weise zu arbeiten. Sie sind ein armes Land und lassen sich ihre politische Gleichgültigkeit durch große materielle Vortheile, die sie von Gesamt-Oesterreich ziehen, gut bezahlen. Aber eines schickt sich nicht für Alle, und betteln und kriechen ganz gewiß nicht. Die Polen mögen nehmen, das können aber nicht Alle. Einige müssen auch dem Gesamtstaate geben, und das sind wir Anderen, die wir in den culturell höher entwickelten Ländern leben. Wir geben, und deshalb haben wir gar keinen Grund zu schweigen und auf politische Bethätigung zu verzichten. Der Plan, auch den Gebern die Bettler-Demuth anzuewöhnen, ist von vornherein widersinnig. Den Provinzen und den Volksclassen, welche mit ihren Mitteln diesen Staat erhalten und nebenbei auch die Polen aushalten, kann man in der Politik nicht den Mund verbieten. So ist es seit dem Aufkommen ständischer Verfassungen von jeher gewesen. Braucht ihr unser Geld und unser Blut, dann müßt ihr uns auch Macht und Einfluß einräumen.

Graf Badeni nimmt sich lange Bedenkzeit. Es heißt, daß er nicht vor October von Leoben wegkomme, weil er zur Leitung der galizischen Landtagswahlen unentbehrlich sei. Ich habe, seit ich dies las, die galizische Landtagswahlordnung durchgesehen, um herauszufinden, worin eigentlich die Unentbehrlichkeit des Grafen Badeni bei den Wahlen besteht. Ich finde keine ausreichende Erklärung. Die galizische Landtagswahlordnung ist durchaus nicht auf die Person irgend eines Statthalters und ganz gewiß auch nicht auf die des Grafen Badeni zugeschnitten. Die Aufgaben, die sie dem Statthalter bei den Wahlen zutheilt, sind ungefähr dieselben, rein formellen Wähler-Funktionen, welche auch die anderen Landtagswahlordnungen den Statthaltern auferlegen. Wenn sich Graf Badeni bei der Leitung der galizischen Landtagswahlen wirklich streng an das Gesetz hält und nebenbei auch die durch die Kielmansegg'schen Directiven allen Staatsbeamten zur Pflicht gemachte politische Objectivität wahrt, ist er nicht unent-

behrlich, sondern kann durch jeden tüchtigen Verwaltungsbeamten ohneweiters jeden Tag ersetzt werden. Unentbehrlich, unerlässlich bei den Landtagswahlen sind, soweit wenigstens das Gesetz lehrt, auch in Galizien nur die Wähler. Und Graf Badeni? Sollte er gar der einzige wirkliche, der die Urwähler von ganz Galizien sein, der alle Mandate zugleich bezieht? Das wäre der einzige Fall, in welchem ich seine Unentbehrlichkeit bei den Landtagswahlen verstände. Allerdings nicht im Sinne der Wahlordnung und nicht im Sinne der Kielmansegg'schen Directiven.

### Kunst und Leben.

Man schreibt uns aus München: Im Caspalaft machte ich immer denselben Weg. Zum Lenbach-Saal zuerst, dann zu den englischen Malern, nachher zu den Schwarzweißmännern und zuletzt zu den belgischen Bildhauern. Das pflegt so das Sehenswerte zu sein, die übrigen Räume kann man meist schnell durchschreiten. Wer kein sehr gutes Gedächtnis hat, dem kann's schon vorkommen, daß er meint, die Ausstellung vom Vorjahre sei unverändert geblieben, so sieht eine der anderen gleich. Ich will also nur schnell sagen, woran ich gemerkt habe, daß ich eine neue Ausstellung sehe. Da war zunächst der Lenbach-Saal. Der schaut heuer wie gewöhnlich aus. Nichts von dem ippigen Reichthum an Möbeln und Stoffen, nichts von der vornehmen und sorgfältigen Anordnung der Bilder, die wir sonst da zu finden gewohnt waren. Mißlaunig hat der Meister all diese Dinge angegeben, mit denen er sonst gegen unsere ganze Art der Kunstausstellung so wirkungsvoll protestierte. Mißlaunig nicht ohne Grund, denn die Genossen ließen sich zwar keinen Saal als Attraction wohl gefallen, aber sie kamen nicht einmal auf die Idee, seinen Anregungen zu folgen. Im Gegentheil, die Wirtshaft wird immer barbarischer. Im vorigen Jahre sind die ganzen riesigen Wandflächen gleichmäßig schabloniert worden, erbarmungslos von unten bis oben, und so stehen sie, trotz alles entsetzten Widerspruches, noch immer da, „als ob ein tollgewordener Tapezierergeselle darauf losgelassen worden“. Im sonstigen Ehrensaal darf sich ein unglaublich geschmackloser Plafond breit machen. Die Sculpturenhalle ist öde und unwirksam. Es ist als ob niemand mehr rechte Freude an der Sache hätte. Wenn die Seceffionisten wirklich, wie man sagt, wieder zur Genossenschaft zurückkehren wollen, dann dürfen sie wenigstens ihr bestes Resultat nicht aufgeben: den künstlerischen Charakter ihrer Ausstellung. Für die Schwäche des Lenbach-Saales können die Cabinetts, die Defregger und Delug gefüllt haben, nicht entschuldigen. Delug selbst ist kein Gefallen damit gefahren, daß man so gewaltsam auf seine Nonnen hinweg, die ungefähr auf dem Niveau der Humann'schen Farzen stehen. Unvergleichlich reizvoller ist die Sammlung von Studien und Skizzen Defreggers. Man lernt doch, daß der Anekdoten-erzähler auch ein Maler war, wenn er wollte. Er wäre vielleicht sogar ein großer geworden, wenn er nicht so furchtbar berüchtigt worden wäre. Wir sind diese Studien lieber als seine Bilder, von denen ich allerdings die meisten überhaupt nicht vertragen kann. Mit seiner ganzen Generation verlor er das beste beim Fertigmachen. Es war eben damals noch verpönt, Studien auszustellen oder Skizzenhaftes. Die Meisten haben schwer darunter gelitten. Aber es hatte doch auch seine guten Seiten und ein wenig werden wir uns dem alten Standpunkte wieder nähern müssen. Das eigentliche Ereignis der Ausstellung ist das Auftreten der Schule von Worpsewede. Kommt da eine Gruppe von Malern her, die in einem Dörfchen nahe bei Bremen sitzen, lauter Leute mit unbekanntem Namen. Man gibt ihnen zunächst gute Plätze, dann sogar einen von ihnen die große goldene Medaille. Und eigentlich sind diese Maler ganz Moderns, wenn überhaupt das Wort für irgend jemand paßt, seceffionistischer als die bösen Seceffionisten. Das ist der Humor davon. Oder verdanken sie gerade diesem Umstand ihren Erfolg? Den äußeren, wohlverstanden. Denn sie haben auch einen inneren Erfolg gehabt, der von all solchen Dingen unabhängig ist. Daß moderne Maler auf die Dörfer gehen, um die Fühlung mit der Natur zu gewinnen, die dem Städter nun einmal fehlt, ist nichts neues, seit die großen Meister von Barbizon den Anfang gemacht haben. Bei jeder Kunststadt liegt ein solches Dorf oder zwei. Aber immer in rechter Nähe. Worpsewede liegt wirklich entlegen und einsam. Es sind deshalb keine Modellbauern, welche die Künstler schildern, sondern rechte und echte Naturmenschen, herb und ohne große Anmuth, wie das Land, das sie bewohnen. Um so merkwürdiger ist es, wie viel poetischer Reiz in den Bildern liegt, wie, ohne daß in Formen und Farbe etwas der Wirklichkeit hinzugehen ist, Landschaft und Menschen künstlerisch verklärt sind. In der Technik liegt es auch nicht, denn die ist auch etwas schwerfällig. Es wirkt also nichts als die wirklich frische, nicht künstlich naive Auffassung, die uns die Entdeckung des Künstlers jüngerer, daß wir zu jenem geistigen Aufstehen kommen wie in der freien Natur und beim Umgang mit schlichten Naturmenschen. Aus den Volksepen und Liedern weht uns ein ähnlicher Duft entgegen.

F. St.

### Bücher.

St. Larnowski: Studya polityczne. (Politische Studien.) Kraków 1895. Spółka wydawnicza polska. 2 B. S. 477 und 461, gr. 8°.

Auf dem stimmenden Schutthaufen des Jahres 1863 gründeten Szujski, Rozmian und Graf Larnowski den „Przeglad polski“ (Polnische Revue), einen jung-conservativen „Mentor“, ein Vademecum für solche, die in der Politik des „Lebensdienens“ das Programm ihrer nationalen Zukunft sahen. Der „Przeglad“ bildete den Kern der Stanczyken-Schule und den Rekrutierungspunkt der Krakauer Partei. Er ergoz eine neue politische Generation, für die der 1868er Zustand nicht eine wehmüthige Erinnerung, sondern eine traurige Tradition, nicht ein intuitiver Ausbruch des berechtigten Patriotismus, sondern ein „nationales Verbrechen“ war. Die größten Machtfactoren Galiziens schworen jetzt auf seine Worte, und zu seinen eifrigsten Anhängern gehörte der „kommende Mann“ — Graf Badeni. Der „Przeglad“ schuf das conservative Programm, er erweiterte, änderte, modificierte dasselbe je nach der politischen Lage, und verfolgte mit kritischem Blicke die Tathat der Partei im politischen Leben. Dadurch legte der „Przeglad“ den Grund zur Machterhebung der conservativen Partei, und nur als Repräsentant dieses Systems kam